



für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

15. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1922.

Nr. 1.

Neujahr.

2. Korinther 5, 17. Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.

Wir wünschen uns zu Neujahr alles Gute. Je älter wir werden, und je mehr das Leben uns von seinen Lasten zu tragen gegeben hat, um so heiliger werden unsere Wünsche. Haben wir einen Menschen, der uns von Herzen lieb ist, so sagen wir ihm: das kommende Jahr möge wirklich ein neues für ihn sein, ein neues innen und außen.

Als Paulus die obigen Worte an die Korinther schrieb, sprach er davon, wie in ihm alles neu geworden war, wie aber auch das Alte vergangen wäre. Soll das kommende Jahr ein wirklich neues für uns werden, so müssen wir unserm Wesen viel Altes hinweg, viel Altes ablegen Gott, viel Altes aus unserem Ver-

Wollen wir denn im Leben der In unsren besten Stunden nehmen v in Wirklichkeit aber leben wir ganz fern daran, wie wir es uns können und wie wir uns vergnügte Stunden ser Leben im Dienst der Wahrheit soll, wer läßt sich darüber graue Ha der trachten wir wohl zu geachteter ziehen, die uns im späteren Lebe in wem lebt das Bewußtsein,, Einen erziehen müssen: zu den es nichts Höheres giebt, als R sei, und daß nur der das in sein Reich des Geistes

Und unsere Taten unversöhnlich. Da immer das Schlecht gen wir tot. Und sucht und Lieblic Gemeinschaft der den Andern ist, als sei das Leben

Das alles m Der Zwiesp der Geist Unser Handeln muß ein umuntert wahren im Guten sein, ein stetes L den. Und gegenüber den Menschen soll das unser Bestreit sein: wir wollen ein Herz für sie haben, Misstrauen u Scheelsucht müssen aus dem Verkehr verschwinden.

Wie gefährdet das?

Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Läßt in dir die Gesinnung emporwachsen, die Christus hatte. Kenn auch du nichts anderes, als daß du den Willen Gottes tuft und vollendest sein Werk. Dann bleiben wir nicht mehr in den Gottesferne, in der wir dahingehen, dann kommen wir ihm näher und werden Gottesmenschen, deren We-

sen aus dem Born der ewigen Wahrheit und Güte getränkt wird. Dann schließen sich auch die Klüste, die sich zwischen den Menschen aufstellen. Die Menschen merken: es gibt Liebe und Treue, es gibt selbstloses Wohlwollen und selbstlose Hingabe. Und aus dem staunenden Erkennen steigt Vertrauen empor, jenes Vertrauen, das die Herzen der Menschen einander erschließt und das aus der Hölle des Lebens ein Paradies der Freude und Schaffenslust werden läßt.

Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.

Wer danach lebt, dem ist dies Wort nicht bloß ein frommer Spruch, der im Herzen ein schönes Gefühl wachruft und weiter nichts, und der gar manchen zu einem Augenaufschlag verleitet, dem kann das Wort zu einer Quelle werden: aus der fließt ihm die Kraft, die ihm das kommende Jahr zu einem wahrhaft neuen wendet, zu einem neuen innen und außen.

R.

Gibt es einen Gott?

Frage wird heute von Tausenden von Menschen da glaube, daß auch mancher Leser des „Christenblatts“ gestellt hat. Es ist die Sehnsucht, zu wissen, was entstanden ist, die diese Frage hervorruft, bei aber auch die Ungewissheit, ob eigentlich mit Menschen alles vorüber ist, oder ob wir dann ein neues beginnen. Manchmal scheint es dabei, als ob eine große Beinahe lieber hätten, es wäre alles vorbei, weil sie in dem Wiederschein im Jenseits und vor Gottes Gedanken; andere wieder ersehnen ein Wiederleben und scheben, weil ihnen der Gedanke, es könnte alles vorüber sein, sie könnten in ein Nichts versinken, furchterlich ist. Beide sollen diese Zeilen zum Nachdenken dienen. Ich gäbe mir nicht ein, daß mein kleiner Aufsatz die Fragen lösen kann, um die seit Menschendenken die Weisesten gerungen haben. Über das eine oder andere sich mit solchen Fragen abgibt, das wäre schon Gewinn.

1. Gibt es einen Gott?

Ich kann niemanden an der Hand nehmen und ihn dahin führen, wo er Gott sehen kann. Ich kann auch keinem wie im Redenexempel beweisen, daß mit der Sicherheit von zweimal zwei = 4 auch Gottes Dasein nachzuweisen sei. So leicht macht es uns der liebe Gott nicht. Für Menschen, die sich sehr weise dünken, aber nicht nachdenken wollen, ist er nicht da. Es ist sehr bezeichnend, daß nur Kinderglaube oder dieses Nachdenken zu Gott führt, daß aber die Zwischenstufen der Halbbildung, Einbildung und ähnlich „Bildungen“ ganz sicherlich an ihm vorbeitappen. Vor einiger Zeit hörte ich im Eisenbahnwagen ein Gespräch, in dessen Verlauf ein Herr erklärte: „Ich halte nichts von Religion, ich bin ein Freigeist“. Darauf sagte ihm ein anderer: „Das heißt, du hast noch nie in deinem Leben darüber nachgedacht!“, was ihm der erste denn auch lachend zugab. Die von Gott nichts wissen,

sind meistens solche, die nichts von ihm wissen wollen, und die darum auch noch niemals überlegt haben, daß es doch eine Ursache haben muß, wenn Millionen von Menschen an Gott nicht nur glauben, sondern für diesen Glauben auch Gut, Ehre und Leben einsetzen. — Natürlich gibt es auch tiefnachdenkliche Gottsucher, die Gott nicht finden — es sei nur Nietzsche genannt — aber sie sind die Minderheit gegenüber der großen Masse derer, denen der „Freigeist“ nur Deckmantel für ihre tatsächliche Gedankenlosigkeit ist.

Es soll zunächst einmal festgestellt werden, daß der Glaube an eine höhere Macht dem Menschen natürlich ist. — Ich spreche hier noch nicht von dem Gott, zu dem wir im Gebet des Herrn „Unser Vater“ sagen, ich spreche von einer überirdischen Macht an sich. So lange es Menschen gibt, ist an eine solche Macht geglaubt worden. Die Vorzeitmenschen gaben ihren Toten Waffen und Speise mit ins Grab, sie glaubten also an ein Weiterleben nach dem Tode, und somit auch an eine Gottheit, und an eine Gottheit glauben auch die rohesten wilden Völker Australiens oder Innerafrikas. Ohne Gözen oder Gottheiten, ohne irgend eine Religion, war noch nie ein Volk. Genau genommen ist nicht einmal ein einzelner Mensch ohne Religion, gibt es eigentlich überhaupt keine „Atheisten“, d. h. Gottlose. Es gibt wohl „Antitheisten“, d. h. Gottfeinde, die von Gott nichts wissen wollen, es gibt Gleichgültige, die nach dem Spruche handeln:

„Mach dir dein Leben diesesseits schön,
Kein Jenseits gibts, kein Wiedergehen.“

Aber bei ihnen ist meistens an Stelle des Glaubens der Übergläubische getreten. Und dann gibt es Menschen, die sich einbilden, sie wären ohne Religion, weil ihnen die äußereren Formen unserer Gottesdienste und die Formulierungen unseres Glaubens nicht genügen, dabei sind sie so voller Hingabe an ein großes Ziel, daß ihnen in Wahrheit „religio“, d. h. ein Gebunden-sich-fühlen an höhere Macht und Pflicht, im tiefsten Herzen steht.

Der Gottesgedanke ist ja auch unausweichlich.

Um uns das klar zu machen, wollen wir einmal wie jener französische Philosoph Cartesius mit der Tatsache des „Ich“ anfangen. Ich, der dieses liest, ich bin da. Aber damit ich da sei, mußten zwei ganz verschiedene und doch sich ergänzende Wesen, meine Eltern, vorhanden gewesen sein. Zu meinem Dasein war nicht mein Wille nötig, sondern der zweier anderer, auf deren Tun und Lassen ich keinerlei Einfluß hatte. Bei ihnen war das gleiche der Fall, und diese Gedankenreihe kann ich fortsetzen bis zu den fernsten Tagen der Vorzeit.

Das ist keine Spielerei, sondern wenn wir allein diese Tatsache durchdenken, ergibt sich uns schon ein Bewußtsein einer besonderen Art. Wir unterscheiden zwischen dem „Ich“, dem „Nichtich“, aber wir stellen fest, daß das „Ich“ Dinge, die von uns unabhängig sind, von uns unabhängig sind. Der Gedanke an eine schöpferische Ursache an eine göttliche Macht wird in uns lebendig. Ob wir sie Natur, Kraft, Substanz, Materie nennen, ist letztlich gleich. Das sind doch alles nur Ersatznamen für die Gottheit.

Aber wir wollen noch einmal zum Anfang zurück. Wir fingen damit an, daß wir sagten, „ich bin da“. Damit unterschieden wir unser „Ich“ von der uns umgebenden Welt, dem „Nichtich“. Aber wir taten noch mehr. Alles was in uns und um uns gewesen war, was ist und was sein wird, sahnen wir zum „Ich“ zusammen. Unsere Kinderspiele, unsere Kenntnisse aus der Schulzeit, unsere Sünden, unsere guten Taten, unsere Wünsche, unsere Befürchtungen — dazu unser Leib — alles das bildet in unserem Bewußtsein eine große Einheit „Ich“, und ist doch eigentlich ein buntes Mosaik von Körperllichem und Geistigem, Gewesinem, Seiendem und Werden dem. Darin, daß wir das alles im „Ich“ zusammenfassen, also zum Selbstbewußtsein kommen, machen wir erst uns ein geordnetes Wollen und Arbeiten möglich. Jemanden, der nicht dies Bewußtsein des „Ich“ hat, sperren wir in ein Irrenhaus, weil er untauglich ist, etwas zu leisten. Aber indem wir an uns

die Zusammenfassung des „Ich“ vollziehen, müssen wir sie mit Notwendigkeit auch an dem, wovon wir uns im Selbstbewußtsein unterscheiden, am „Nichtich“ vollziehen. Wir müssen die uns umgebende Welt als ein ganzes anschauen. Das ist Denken notwendigkeit! Denn Denken heißt die Eindrücke, die wir im Sehen, Hören, Fühlen sammeln, zu einem geordneten Ganzen zusammenfügen. Ohne Zusammenfügung und Ordnung der Eindrücke nach Ursache und Wirkung gibt es kein Denken. Und da will es die Art unseres Denkens, daß wir unausweichlich dem Ganzen des „Nichtich“, der Welt, die wir anschauen, auch einen inneren Zusammenhang, einen leitenden Willen zuschreiben. Wir müssen das, wenn wir denken wollen. Alle Versuche, in mechanistischer Weise dem zu entgehen, sind gescheitert.

Nun haben wir in der vorigen Ueberlegung, die von unserer Geburt ausging, festgestellt, daß das „Nichtich“ uns unendlich überlegen ist, weil es uns Leben gab, während wir keinerlei Einfluß darauf besaßen. In dieser zweiten Ueberlegung schreiben wir ihm einen leitenden Willen zu. — Eine uns unendlich überlegene Macht mit leitendem Willen ausgestattet: was wäre das anders als die Gottheit?

Das ist eine etwas umständliche Art und Weise, das festzustellen, was sich der gesunde Menschenverstand ohne viel Umschweife von selber sagt: es gibt kein Geschaffenes ohne Schöpfer! Wie keine Nähnadel, kein Messer, überhaupt nichts Zweckmäßiges von selber entsteht, sondern eine schaffende Menschenhand und einen überlegenden Menschenhirn braucht, so ist es dem menschlichen Gehirn unvorstellbar, daß der viel feiner gearbeitete und viel zweckmäßiger Leib eines Menschen oder Tieres ohne Absicht und Ueberlegung sich selber gesetzt habe. Der berühmte Physiker Heinrich Hertz, der Entdecker der elektrischen Wellen, sagt in den „Prinzipien der Mechanik“ (Leipzig 1894): „Wollen wir ein abgerundetes, in sich geschlossenes, gesetzmäßiges Weltbild erhalten, so müssen wir hinter den Dingen, welche wir sehen, noch andere unsichtbare Dinge vermuten, hinter den Schranken unserer Sinne noch heimliche Mitspieler suchen.“ — Herz sucht diese heimlichen Mitspieler in Masse und Bewegung, obwohl dies auch noch keine Erklärung ist. Worauf es aber kommt, ist eben die Tatsache, daß ein Weltbild, ein „Ich“, dem Denker ohne eine geheimnisvolle Endursache und —

nicht, daß wir als Endursache „die Natur“ oder irgendeine ursprüngliche Kraft uns — Selbstbewußtsein und Willen, also eine Macht. Aber ebensowenig, wie ich kann, die selbsttätig nach Bedürfnis in Schneidemühle, übermorgen Sehnsuchtorboot und am Sonntag Flugzeug mir vorstellen, daß die Gesetzmäßigkeiten der Natur finden, von einer verstand- und willenlosen Kraft

„Höigkeit finden wir überall. Wie festgestellte Tatsache erklären, ob Pflanzen in bestimmter Ge- ieder zum Vorschein kommt?“

„S genaueste ausgelügelten „Il man als zureichende he angeben, daß das ten immer dasselbe il von Knaben ge- höhere Sterblichkeit raf ein fast gleich-“

„... steht?“

„... vorhanden, sie läßt on Tatsachen ohne weiteres das alles nachdenken, ergibt sich e aller Dinge, die Kraft, die dies it unendlich großer Vernunft begabt, sonst wäre es unmöglich, daß sie solche Gesetze aufstellt und durchführt. — Unsere Nachdenken führt also zu einer vernunftbegabten Urkraft oder Allmacht, d. h. zu Gott.“

Diesem Gedankenschluß kann man, soweit ich sehe, nur auf zwei Weisen entrinnen. Die eine ist die, daß wir alle Erscheinungen, schließlich auch uns selbst, als Einbildungungen, ansehen u. die Wirklichkeit derselben bestreiten. Die andere Weise ist die, daß wir unser Denken für unmöglich erklären. — Also entweder sagen die Gottbestreiter: „ich weiß nicht, ob ich und die Welt da sind. Vielleicht ist alles nur ein Traum.“ — Nun, wer so

denkt, dem ist nicht zu helfen, höchstens daß man mit der Einbildung einer Nadel der Einbildung seiner Nase zu nahe kommt und seiner Selbstbildung Gelegenheit gibt, sich klarzumachen, ob der Stich, den er fühlt, Einbildung ist oder nicht. Über sie sagen: meine Gedankenschlüsse sind nicht bindend. Ich gebe zu, daß ich so denken muß, aber das beweist noch nicht die tatsächliche Richtigkeit dessen, was ich denke. So urteilt beispielsweise Nietzsche, er sucht aus der Seelenkunde nachzuweisen, wie die Menschen zu ihren, seines Erachtens falschen Schlüssen kommen. Er gibt nur keinen Beweis dafür, daß unsere Schlüsse falsch sind, und er gibt auch zu, daß diese Schlüsse eben dem von ihm verachteten menschlichen Denken angemessen sind.

Nun, wenn die Gedankensfolge dem menschlichen Denken angemessen ist, so wollen wir sie nur getrost festhalten. Denn einen Gedanken nur darum für nichtbindend erklären, weil unser ganzes Denken ein Irrtum sein kann, heißt schließlich: das Denken aufgeben. Und ist ungefähr ebenso geistvoll, wie wenn jemand auf den Gedanken käme, in dem Essen, das er zu sich nimmt, könnten unter Umständen Giftstoffe enthalten sein: also höre ich überhaupt auf, zu essen.

Also mit beiden Einwürfen mögen sich die Psychologen, die Seelenkundigen, abgeben, oder auch die Ärzte. Für den gesunden Menschenverstand der Mehrheit ist nun einmal das, was man denkt, so lange richtig, als keine Denkfehler nachgewiesen werden. — Tatsächlich führt eben die Ablehnung von Gott nicht zu höherem Wissen, sondern zum bloßen Bestreiten alles Gegebenen, was ja fälschlich oft für ein besonders hohes Wissen angesehen wird, weil dem Kursichtigen Kritik für Wissen gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers.

Von Wilh. Lange.

II. Wanderjahre.

1. In Böhmen.

Als junger Mann von 23 Jahren wurde ich berufen, zußland als Geistlicher zu dienen. Da galt es zunächst zu erlernen, und ich begab mich zu und logierte mich in Pottenstein an, eine kleine evangelische Gemeinde gab, neba, ein. Selten habe ich wieder gefunden, deren wildschäumen Berge ich mit der Grammatik in d genossen habe. Da die Bevölkerung sprach, so lernte ich unter dem Zwi des eigenen Willens bald mich mit Einige Male predigte ich in deutsche Dolmetschers, der Saz für Saz trug. Da das für beide Teile, erfreulich ist, so wagle ich's, eine beiden und vorzulesen. Gewiß ich wurde verstanden. Me hielt ich meine erste und zischer Sprache. Inzwischen Gemeinde in Ruslan' und meine Berufung erhielt ich den Auftrag

wische Sprache
in Böhmen
wo es
Jan-
He-

nur Paradebetten, die nie benutzt wurden. Der Pole und auch der Russen schlafst auf und neben dem in der Wohnstube befindlichen riesigen Ofen in traumtem Verein mit Hunden, Katzen und kleineren niedlichen beißenden Tierchen. Sonntags geht das ganze Polendorf, Groß und Klein, zur Kirche. Doch halten sich die Leute meistens nicht in, sondern vor der Kirche auf. Wenn sie 5 Minuten in der Kirche waren, so glauben sie genug getan zu haben, aber stundenlang stehen sie schwatzend davor, die Frauen alle in Kleidern von bunt-grellen Farben.

Die Deutschen lebten abgesondert von den Polen, aber die Schwaben und Pommern konnten sich untereinander nicht recht vertragen. Ein beliebtes Schimpfwort bei Letzteren war: „Du Schwab“, bei Ersteren: „Du Pomm“. Ebenso wurden die dort in allen Häusern verbreiteten, unseren Baraten ähnlichen Kaiser von den Pommern „Schwaben“, von diesen „Pommern“ genannt, während sie von den Polen als „Preußen“ bezeichnet wurden. Ein sehr reges christliches Leben herrschte unter den Deutschen. Es gab nur wenige protestantische Kirchen und Pastoren, und drum nicht zu oft Gelegenheit zum Gottesdienste. Dafür wurden von den Lehrern in jeder Kolonie allsonntäglich vormittags und oft auch noch nachmittags sehr gut besuchte Lesegottesdienste gehalten. An den hohen Festen hielt man stets 3 Feiertage mit 6 Gottesdiensten, alle gleich stark besucht. Tanzvergnügungen usw. kannte man nicht. Ein großer Teil der Leute hatte, um seinen religiösen Bedürfnissen zu genügen, eine engere Gemeinschaft gebildet und stand in Verbindung mit der „Evang. Brüdergemeinde“, von welcher der Schreiber dieser Zeilen als Reiseprediger oder, wie die Leute dort sagen, als „Pfleger“ ausgesandt war.

Wie gestaltete sich nun meine Tätigkeit? Begleite mich auf einer meiner Reisen! Mein ständiger Wohnsitz war die große Schwabenkolonie Leonberg, wo neben meinem Hause ein mächtiger, schöner Betraal stand, der gegen 500 Personen fasste. Harmonium, Posannenchor, Gesangverein verschönten unsere Gottesdienste. Von Leonberg aus bereiste ich zweimal im Jahre meinen ausgedehnten Bezirk. Zwischen den einzelnen, 3—5 Wochen dauernden Reisen war ich vielleicht 2, oft nur 1 Woche zu Hause. Man reist im offenen Landwagen, der Brittsila, in der man auf Strohbünden sitzt. Auf den schändlichen, lebensgefährlichen, echt „polnischen“ Wegen ist das Fahren ein zweifelhaftes Vergnügen. Nach zweistündigem Schütteln gibt's eine unfreiwillige Pause, denn wir begegnen einer langen, sehr langen Prozession, die einem vorangetrachten polnischen „Heiligen“ folgt. Wohl oder übel müssen wir, um nicht den Fanatismus der Menge zu erregen, absteigen und mit demütig abgezogenem Hute die in langsamstem Tempo hinschreitende Prozession vorüberlassen. Eine vierstündige

rückt uns ans heutige Reiseziel, die deutsche Kolonie bei einem Kolonisten nehme ich Quartier. Am ts in den Betraal, wo ich eine zahlreich versammeinde begrüße. Als ich am andern Morgen erbre ich viele Stimmen. Was ist los? Ja, die Hauser und viele Nachbarn, wohl an die 40 Personen, sam in der großen Stube und erwarten, daß der „Pfleger noch vor dem Kaffee „den Morgenseggen“ halte, jend zu kurz. Nachher beginne ich damit, die einzelnen ehen in ihren Häusern aufzusuchen zu seelsorgerischer Be ifft. Kein Tage kann ich 5—6 Häusbesuche machen, muß mich um alle Familien zu besuchen, etwa 14 Tage in Stern aufzuhalten. In jedem Hause wird mir auch gastfrei etwas e. Essen aufgetragen. Im ersten Hause gibts in Speck, und war in sehr viel Speck gebratene Eier; im zweiten Eier mit Speck, im dritten Speck mit Eiern und so fort. Das macht für den Tag 5 mal Speck-Eier. Und so 5 Wochen hinter einander. Ja, der „Pfleger“ muß nicht nur viel reden, sondern auch einen guten Magen haben. Eine wahre Wohltat war es, wenn einmal eine Hausfrau mit verständnisvollem Lächeln sagte: „Ja, Herr Pastor, ich weiß schon.“ und statt Eier-Speck vielleicht Nudeln brachte. Beim Abschied aus dem Hause langte dann der Hausvater in die Tasche und drückte mit einem Geldschein in die Hand mit den Worten: „Das ist für Sie“. Dann bekam ich einen zweiten Händedruck mit Einlage und dazu: „Das ist für die Mission“. Das zuerst Empfangene stellte ich in meine linke, das zweite in die rechte Hosentasche. Mir war das anfangs recht peinlich, auch „für mich“ solche Gaben in Empfang zu nehmen. Aber da ich kein Gehalt bezog, so war ich auf diese patriarchalische Art der Besoldung angewiesen. Von einer fünfwochentlichen Reise brachte ich wohl 3—400 Rubel = 6—800\$000 für die Mission mit nach Hause.

In Polen sahnen damals — war i — sehr viele deutsche Kolonisten, teils aus „Schwaben“ genannt, teils aus Pommern sta. Gebiete waren fast nur von Deutschen bewohnt, die ja im allgemeinen recht gut standen, namentlich in den fetten Niederungen der Weichsel in der Umgegend von Warschau herrschte ein wirtschaftlicher Wohlstand. Welch ein Abstand, wenn man aus einer solchen sauberen deutschen Kolonie in ein Polendorf kam! Elende, zerfallene Hütten, Schmutz auf den Straßen, viele Betrunkenen und sehr viele bissige Kinder und zerlumpte Kinder. Letztere waren häufig nur mit einem Sack bekleidet, in den man drei Löcher geschnitten hatte für den Kopf und die Arme. Billig und praktisch! Der Hauptschmuck in den Häusern waren die Betten, auf denen die fein gestickten Federvisser oft bis an die Decke aufgetürmt lagen und, wenn die Sonne schien, in die offenen Fenster gelegt wurden. Das waren aber

War man nun nach 6 solchen Hausbesuchen recht müde, körperlich und geistig abgespannt, so gings nicht etwa nach Hause, sondern in den Betraal zu einer — möglichst langen — Abendversammlung. An eine Vorbereitung war natürlich nicht zu denken. O, wie habe ich da oft gesucht und gebetet! Nicht selten habe ich, während ich ein Eingangslied singen ließ, mir erst einen Text gesucht, über den ich predigen wollte. Der Sonntag war natürlich auch kein Ruhetag, sondern brachte wenigstens 2 Gottesdienste. Wie unsagbar schwer und drückend war mir dieses viele und unvorbereitete Leben, also täglich Morgensegen und Abendversammlung, dazwischen 5 Hausbesuche, und immer etwas Neues bieten. Aber schön war es auch zu sehen, wie die Herzen voller Verlangen nach christlicher Gemeinschaft und Erbauung waren. Fuhr ich dann, wenn ich in einer Kolonie fertig war, in eine andere, so begleiteten mich gewöhnlich 2—3 Wagen voll Leuten, die auch meine Besuchszeit dort noch miterleben wollten. Mir Unmusikalischen kam es sehr zu statten, daß wir fast überall Posaunenhöre zur Begleitung in den Gottesdiensten hatten. Das waren sehr schwere, aber auch sehr schöne und erhebende Reisewochen, nach denen ich mich gern wieder 14 Tage zu Hause ausruhte, d. h. mit Predigt Sonntag vor- und nachmittags und Abend-Versammlung am Mittwoch und Sonnabend.

Natürlich erlebte man mancherlei Interessantes auf diesen Reisen. Ich will hier nur eines erwähnen, was ich auf einem meiner öfteren Besuche in Warschau, der Hauptstadt Polens, sah. Es war irgend ein patriotischer Feiertag, ich weiß nicht mehr, aus was für einer Veranlassung. Ich hörte plötzlich ein eigenartiges Tönen: dumpfe Schläge mit Pfeifen und Pfeifen. Ein Regiment Militär marschierte aus zur Parade, vorneweg die Militärmusik, bestehend aus — sage 2 Trommlern und 3 Pfeifern. Doch das ist nun schon 38 Jahre her. Am Abend sollte große Illumination sein. Tags vorher erschien ein Ullas (Befehl) der Polizei: „Morgen dürfen alle Hauswirte illuminieren“. („Dürfen“ heißt aber so viel als „müssen“.) Ich sah dann die Illumination. Alle Häuser dunkel, kein erleuchtetes Fenster. Aber auf den Straßen brannten hart am Rande des Kinnsteins auf das Pflaster, in Abständen von 50 Zentimeter aufgestellte kleine Öllämpchen, die einen gräulichen Gestank verbreiteten. So feierte damals die Hauptstadt Warschau ihre patriotischen Festtage.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem „gelobten Lande“.*)

Von P. Lange.

Palästina, nachdem es von der Türkenherrscher der das Land verlodderte, befreit ist, ist von ländern besetzt und wird von ihnen im Auftrag des Bundes verwaltet. In dem von England besetzten Gelben 628 000 Seelen, nämlich 500 000 Araber (Mohamer), 65 000 Christen und 63 000 Juden. In der Stadt Jerusalem rechnet man 13 000 Mohammedaner, 1 Christen, 35 000 Juden, wozu dann noch das englische Sitzungsheer kommt. Den während des Krieges vertrieben Deutschen ist die Rückkehr gestattet worden, und mutig gie wieder an die Arbeit. Die Handwerker finden Beschäftigung genug, denn jeder, selbst die Engländer, läßt am lieb bei den Deutschen arbeiten. Jede Woche kommt auch ein deutscher Frachtdampfer aus Hamburg, voll beladen mit deutsch Gütern. Nichts wird so im Lande gesucht wie deutsche Waren. Jedermann zieht sie allen anderen vor, allen voran die Engländer. So kommtts, daß Deutschlands Einfuhr nach Palästina schon wieder an zweiter Stelle steht. Die Deutschen Palästinas halten treuer zusammen als vor dem Kriege. Das Unglück hat sie zusammengeschlossen. Ihre Vaterlandsliebe ist vorbildlich, allgemein die Treue und Liebe zum deutschen Kaiser. Eine angesehene Deutsche in Nazareth sagt mit Tränen in den Augen: „Ich schließe unsern Kaiser jeden Abend in mein Abendgebet ein, ich kann nicht anders“.

Es gibt oder gab in Jerusalem 12 deutsche evangelische Anstalten, die während des Krieges bis auf 2 von den Engländern in Besitz genommen wurden. In den Händen der Deutschen blieb nur die Erlöserkirche und das Aussätzigen-Asyl der Brüdergemeine. (Während früher Jerusalem von aussätzigen Bettlern wimmelte, sieht man jetzt keinen mehr:

sie sind alle dem Krieg, Hunger und Seuchen erlegen. Nur in dem oben genannten Asyl befinden sich noch 23 und in Siloah 3 Aussätzige.) Die anderen 10 deutschen Anstalten (Waisen- und Krankenhäuser, Schulen usw.) sind den Deutschen auch heute noch nicht zurückgegeben, sondern dienen zu Kasernen für die englische Besatzung und anderen Zwecken. Eine Ausnahme macht das Syrische Waisenhaus des Pastor Schneller, das am 30. Juni den Deutschen wieder übergeben wurde. Hier werden 450 Waisenkinder verpflegt.

Die Zionisten. Schon früher wurde in diesem Blatte über den Zionismus berichtet. Man versteht darunter das Bestreben gewisser jüdischer Kreise, die Juden nach Palästina zu verpflanzen und in diesem Lande einen jüdischen Nationalstaat zu gründen. Die Engländer haben das begünstigt und den Juden große Versprechungen gemacht, auf welche diese ganz übertriebene Hoffnungen gebaut haben. Man träumte schon von einer Wiederaufrichtung des „Reiches Israel“. Einen „Musterstaat, der den Völkern der ganzen Welt zum leuchtenden Vorbilde dienen solle“, wollte man in Palästina erstehen lassen. Es ist anders gekommen, die Hoffnungen sind sehr herabgestimmt. Der Gründe dafür sind verschiedene. Vor allem fühlen sich die Juden in den meisten Ländern Europas so wohl — kein Wunder! denn sie sind ja die herrschende Klasse —, daß sie gar nicht daran denken, nach dem „gelobten Lande“ in unsichere Verhältnisse auszuwandern. Trotz großer Agitation haben's die Führer der Zionisten noch nicht weiter gebracht, als daß etwa 7000 Juden in Palästina eingewandert sind. Und diese stammen fast sämtlich aus Russland und sind Börschewisten. Sie fühlen sich bitter enttäuscht. „Kommt nur, kommt nur, in Palästina bekommt ihr alles, Land, Häuser, Geld und ein sorgloses Leben.“ So, erzählen sie, habe man ihnen gesagt. Jetzt aber hat man sie beim Strafenzettel beschäftigt, und sie sollen schwer arbeiten.

Niemand mag diese Leute leiden. Kommen sie in die Städte, so erregen sie durch ihr sittenloses Benehmen Anstoß, denn der Araber denkt in solchen Dingen sehr streng. Auch suchen sie ihre Anschauungen zu verbreiten und sagen den Leuten: „Warum kommt ihr Araber nicht besser vorwärts? Nur deshalb, weil ihr so dumm seid, an einen Gott zu glauben. Kein gebildeter Mensch glaubt noch an solchen Unsinn.“ Jeder Araber kann solche Reden höchst anstoßig, denn sie alle, ob großer oder kleiner, Juden versprechen „je“ mer oder Christen, haben eine sehr große Sorge.

Ein vornehmer Araber sagt: „Diese Menschen. Andere Länder haben sie man sie uns aufzwingen, damit Gott Palästina sammle. Aber wenn das dann müßte sich jeder glücklich preis-Gottes zu gehörn.“ Auch die alten in Lande wohnen, wollen von diesen anderen nichts wissen und sind un-

r aber sind die Araber, ob Christen sind. Darin sind sie; Die Juden wollen euch nicht euch zusammenleben. Aber das Wölker. Eines muß das an-en uns nicht verdrängen vält. Bei der Maifeier Stadt Jafa die Juden wismus aufforderten. tion, und dabei gab ate Juni und Juli den die arabischen men. Sie vermittelten den

1 den Dampfern, die etwa 2 Kilometer drau- anfahren müssen, und dem Lande. Sie erklärten keinen jüdischen Einwanderer mehr ans Land bringen. End-Juni kam ein französischer Dampfer mit 500 jüdischen Einwanderern, und die Bootsleute weigerten sich, diese an Land zu befördern. Eine ungeheure Bewegung bemächtigte sich der ganzen Stadt. Die Araber versammelten sich am Hafen und nahmen für die Bootsleute Partei. Alle Mauern waren mit Menschen besetzt. Auf den flachen Dächern sahen die Weiber und stimmten mit ein in das allgemeine Geschrei. Alle Vermittlungsversuche der Regierung und Drohungen des französischen Konsuls blieben erfolglos. Maschinengewehre wurden aufgefahren, aber die englische Regierung wagte es angeichts der drohenden Haltung des Volkes nicht, davon Gebrauch zu machen. Endlich fuhr der Hafenkommandant mit seiner Pinasse hinaus, um selbst die Einwanderer an Land zu

*) Zur Grundlage dienen Berichte in dem „Bote aus Zion“.

bringen. Aber an der Landungsstelle standen die Bootslute bereit mit geladenen Gewehren und schickten dem Kommandanten ein Boot entgegen mit der Warnung: „Wenn euer Leben lieb ist, so raten wir euch, die Juden auf den Dampfer zurückzubringen. In dem Augenblick, in dem ihr durch die Klippen fahrt, fliegen unsere Augen.“ Der Kommandant gab nach und brachte die Juden an Bord zurück. Am nächsten Tage sollen sie weiter nördlich in Haifa gelandet sein.

Man sieht aus dem allen, wie tief die Erregung der Araber ist, die fest darauf bestehen: „Wir wollen keine neuen Juden“. Ebenso wehren sich auch die Bewohner des unter französischer Verwaltung stehenden Landes Syrien gegen jüdische Ueberflutung. So lesen wir in einem in Jerusalem erscheinenden jüdischen Wochenblatte „Palestine Weekly“, welches schreibt: „Die Unterdrückung der Zionisten in Beirut erstreckt sich auf ganz Syrien. Der Gouverneur von Damaskus hat strengsten Befehl gegeben, keinen Zionisten über die Grenze zu lassen, damit die Seuche des Zionismus nicht auch in Syrien eindringe.“

So zeigt sich, daß die Pläne der Zionisten, die sich in Büchern und Zeitschriften und begeisterten Versammlungen so einfach und schön ansahen, an dem Widerstande der durch die Juden zu beglückenden Völker zu scheitern drohen. Die erhoffte Gründung „des jüdischen Nationalstaates“, die auch von vielen Christen auf Grund der Bibel erwartete „Rückkehr der Juden ins gelobte Land“ steht noch in weitem Felde. Es erwéckte den Anschein, als ob die so schnell aufgeschossene Pflanze des Zionismus dem Kürbis des Propheten Jona ähnlich sei, der über Nacht plötzlich ausschoß, und ebenso schnell an einem Tage auch wieder vertrocknete.

Schwabenspende für das Kinderheim „Schwäbische Sonnenstrahlen“ bei Freudenstadt auf dem Schwarzwald.

Die angemeldete Sammlerin und Delegierte des Württembergischen Roten Kreuzes, Frau Luise Döninghaus, hatte durch Krankheit verhindert leider nicht nach Santa Catharina kommen können und den Unterzeichneten gebeten, im Norden Santa Catharinias die Sammlung zu übernehmen. Sie sandte zu diesem Zwecke 1000 Künstlerpostkarten mit prächtigen schwäbischen Landschafts- und Volksbildern eine Zierde und wertvolle Heimaterden, durch Schwabenkinder ausgetragene willige Abnehmer. Den liebe, kleinen in Hammonia 100 Stück schnell ab noch übrigen Karten vollends rasi finden, um einen günstigen Uel können.

Neben der malenden Kunst Sammelwerk unterstützen. Wenn wie die Schillers ist, so trägt si Leid und Empfinden Rednun französischen englischen, span Stoffen, sondern vergegen allen Grenzen, so wie einst Testaments die Not ihres Sollte dies deutsche Gedr Flamme in jedem Herzen spricht? Soll nicht deutsche Mensch graphisch verstehen?

So wünschte!

Darum ließ ich es drucken
Kaufst, verbreitet, versendet das wochenblatt
blos ein Conto, es kann 10 Contos in Br.
schwäbische Kinder, die im Geist des Gedenkblatt
werden sollen.

Dr. Aldinger, Hammonia.

„Sie finden in
der auf
ab! Sie ha-

Auch eine Aufgabe der Kirche.

Die Buger sind gezähmt. Ein sehr anerkennenswertes Werk ist durch Herrn Eduard Hörran an der Station Plate in der Hansa geleistet worden. Die Kolonisten werden von den Wilden nicht mehr belästigt, und diese haben am Plate einen gewissen Grad der Kultur erreicht. Sie wohnen friedlich beisammen und bearbeiten ihre Pflanzungen. Zum Beweise dafür sind jetzt zwei von ihnen nach Florianopolis geschafft worden, um dem Gouvernator vorgestellt zu werden.

Alles ganz gut! Aber können wir als Christen uns dabei beruhigen? Haben wir da keine Aufgabe? Sollen und müssen wir ihnen nicht auch die christliche Religion bringen?

Die Gegner sagen: „Verschont doch die Heiden mit eurer Religion! Laßt ihnen ihren Buddha, ihren Vishnu und ihre Göttchenbilder! Sie sind ihnen lieb und sie fühlen sich wohl dabei.“ Wie es mit diesem Sichwohlbesinden aussieht, davon erzählt uns vielleicht Herr Pastor Holsfeld einmal. Überhaupt kann doch nur der so reden, dem seine eigene christliche Religion nicht mehr weit erscheint als Buddha, Vishnu und die Holzgötzen der Negers. Kultur allein macht keinen Menschen glücklich. Im Gegenteil: Kultur ohne Religion ist Weltgeist. Erst die Religion wandelt das Gift in wertvolle Nahrung. Wohin es führt, wenn den Leuten die Religion als ein überwundener Standpunkt erscheint, das sehen wir an unserem armen deutschen Vaterlande. Weil aber ein großer Teil des deutschen Volkes die Religion noch als sein höchstes Gut betrachtet, weil deutscher Glaube, deutsche Frömmigkeit noch nicht gestorben ist, drum glauben wir mit fester Zuversicht an den Wiederaufstieg Deutschlands aus dem Abgrund, in den es trotz seiner hoch entwidelten Kultur gesunken ist.

Wie es anzustellen ist, unseren „kultivierten“ Bürgern die christliche Religion zu bringen, die bis jetzt grundsätzlich von ihnen fern gehalten worden ist, das ist eine schwierige Frage. Aber zunächst gilt es, einmal die Pflicht zu erkennen, und dann: Wo ein Wille, da ist ein Weg! W. Lange.

Aussichten und Erlebnisse des Kolonisten Hackeberg aus der Bananentiefe.

Diesmal habe ich Ihnen aber viel zu erzählen. Nämlich vom deutschen Gesandten. Der ist doch bei uns oben durchgefahren, mit dem Herrn Feddersen, und da hat er ja auch mit welchen von uns geredet. Mit mir nicht, denn wo ich ein bisschen klein bin und er so sehr groß, da habe ich mich hinterhalten, sonst hätte der Rottmann wieder Witze über mich gerissen, weil er auch so lang ist und immer auf mich runterkußt.

Aber nette Leute sind sie, der Gesandte und seine Frau, das muß man sagen; auch der Dritte, der wo bei Ihnen gewohnt hat, wie die Leute sagen. Der muß aber mal mit dem Gesicht in die Fensterscheibe gekommen sein, weil er so viele Schnitte im Gesicht hat. Der Albert Beel hat nachher zu mir gesagt: nu bin ich auch Republikaner, wo die von der Republik so'ne netten Leute schicken, die mit uns reden, als wenn

nix anderes wären als wie, wir auch. Aber ich glaube, sich der Albert Beel, das sind eben keine Republikaner, und ja dem Kaiser seine alten Beamten, was noch im erste geblieben sind, damit nicht alles drunter und drüber ht, und ich denke mir, es kommt ihnen manchmal sauer geg an. Aber Sie müssen sie ja besser kennen. Über übernen habe ich gelacht, aber ich schreibe Ihnen den Namen /+. Der ist nu ganz Brasilianer wie er sagt, obgleich er /dgm und não weiß und bom dia, aber aus dem Gesang- / im Ribeirão dos Ratos ist er ausgetreten, weil sie da /zeitig muß er ja halten wie er denkt, da will ich nichts zu sagen. Aber wie der Gesandte gekommen ist, da hat er sich in die erste Reihe gestellt und hat sich vorstellen lassen, da war er auf einmal so deutsch, als ob er erst seit drei Tagen im Lande wäre. So ein Onkel ist das! —

Na, es gibt ja auch noch schlimmere. Da bin ich neulich noch einmal auf der Kammer gewesen, wegen Steuern und auch wegen unserer Strafe, daß da eine Brücke neu gemacht werden müßte. Da haben sich zwei sehr gezankt, ich habe sie nicht gekannt, aber nachher habe ich gehört, was da gewesen ist. Da hat ein Kolonist vom andern haben wollen, er soll ihm Ziegel fahren. „Nein,“ sagt der, „das darf ich nicht, dann müßte ich Steuern zahlen als Fuhrgeschäft.“ Der andere hat aber gebeten und gedrängelt, und da hat er ihm seinen Wagen und die Pferde geborgt, und der andere hat selbst die Ziegel damit geholt, so drei Tage lang. Dann hat er ihm seinen Wagen wiedergegeben. Nu hat der, was der Besitzer von dem Wagen war, ihm gesagt, er solle ihm acht Milreis geben für die Abnutzung von Wagen und Pferden, und das finde ich ganz richtig, denn besser werden sie doch nun einmal nicht vom Ziegelfahren. Was macht der, was sich den Wagen geliehen hat? Er geht auf die Kammer und zeigt den

anderen an, daß er Geschäfte mit Fuhrwerk macht und müßte Steuern zahlen. Was sagen Sie dazu? Ich meine, das ist eine Schlechtigkeit, und bei uns in der Bananentiefe sollte er man nicht wohnen, da wären sie mal alle einig und täten den Kerl verhauen. Es sind doch schon so Steuern genug, und daß da einer den andern noch mutwillig anzeigen, als ob er Geschäfte mit Fuhren mache, was gar nicht wahr ist, das ist doch nicht recht.

Als ich auf der Kammer war, da ist ein Verein vorbeigefahren, im Auto, und eine Fahne haben sie aufs vorderste Auto gesetzt. Fußballspieler waren's, habe ich gehört. Die haben was gesungen, aber so was habe ich in meinem Leben nicht gehört. Als ob die Frösche vom Sumpf im Auto säßen. Sagen Sie, muß das sein, und machen Sie das alle so? Meine Frau hat für unsern Jüngsten einen Fußball gekauft, wo ich ein bißchen gebrummt habe, denn ich fand ihn sehr teuer. Aber wenn er nun auch noch wie ein Frosch quaken muß, dann kann das ja sein werden, wo ich schon so Angst um unsere Fensterscheiben habe.

Sagen Sie, ist das wahr, daß auf dem Hochlande das Vieh so billig ist? Dann werden ja wohl nächstens die Fleischpreise fallen. Oder ist das auch wieder nicht wahr.

Nun muß ich aber aufhören!

Ein frohes „neues Jahr“ wünscht

Ihr getreuer

Karl Hadeberg.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Krankenpflegekursus im evangelischen Krankenhaus zu Blumenau. Unter Leitung des Chefarztes, Dr. Chr. Johnsen, und der Schwestern der „Frauenhilfe fürs Ausland“ findet im evangelischen Krankenhaus zu Blumenau ein Lehrgang für Krankenpflege vom 1. April 1922 ab statt.

An diesem Kursus können junge Mädchen von 18 bis zu 35 Jahren teilnehmen. Erwünscht ist gute Schulbildung, notwendig ist ein entschiedener Wille, auch dann auszuhalten, wenn die Arbeit schwer wird.

Die jungen Mädchen erlernen die Pflege der Kranken und Hauswirtschaft. Sie wohnen im Krankenhaus und erhalten volle Verpflegung. Nur die Wäsche muß auf Kosten der Teilnehmerinnen außerhalb gewaschen werden.

Die Teilnehmerinnen müssen sich auf ein Jahr verpflichten und sich unbedingt der Hausordnung fügen. Sie zahlen einen Pensionspreis von 40 Milreis. Einfache Kleider und Wäsche, sowie Bettwäsche, Kissen und Wolldecke haben sie mitzubringen. Weiße Schürzen und Mützen, wie sie während des Lehrganges getragen werden, stellt das Haus.

Weitere Anfragen sind an Schwester Sophie Zint, Blumenau, Evangelisches Krankenhaus, zu richten.

Blumenau. Die kirchliche Statistik des vergangenen Jahres lautet:

Getauft wurden 194 Kinder, im Vorjahr 152;
Eingesegnet wurden 114 Kinder, im Vorjahr 131;
Getraut wurden 51 Paare, im Vorjahr 48;
Kirchlich begraben wurden 28 Personen, im Vorjahr 39;
Am Abendmahl nahmen teil 1029 Personen, im Vorjahr 768;
An Kolletengeld ging ein 415\$540 gegen 339\$ im Vorjahr.
Außerdem wurden kirchlich gesammelt und abgeführt:
für den Gemeinde-Verband 49\$700;
für Not in Deutschland 234\$720;
für das Mutterhaus in Wittenberg 106\$000;
für Kirchenausschmückung 70\$700.

Itzupava. Am 4. Dezember fand in Anwesenheit des deutschen Gesandten, Geheimrat Plehn, und seiner Gattin die Einführung des neuen Pfarrers, Herrn Friedrich Ossas, durch Pfarrer Neumann statt. Der Gesandte benutzte die Gelegenheit, sich mit einer Reihe von Gemeindemitgliedern sehr freundlich zu unterhalten.

Das neue Pfarrhaus ist fertiggestellt, Herr Pfarrer Ossas hat es bereits bezogen.

Brusque. Seit Mitte November ist die Pfarrersfamilie ins neue Pfarrhaus eingezogen. Wenn der Besucher den Kirchberg heraufkommt, bietet sich ihm an der Stelle, wo das alte Haus stand, der Anblick eines stattlichen zweistöckigen Gebäudes dar. Durch eine breite Veranda betritt man den Flur des Hauses. Im Erdgeschoß liegen vier Zimmer. Aus einem derselben führt eine Tür auf eine zweite, an der Südseite des Hauses gelegene Veranda hinaus. Eine breite Treppe führt

in den zweiten Stock, der fünf Räume enthält. Auf dem Dachboden befinden sich noch zwei Dachkammern. An die Westseite des Hauses ist die Küche angebaut mit Speisesammer und Badezimmer. Die alten Stallungen sind wiederhergestellt, zum Teil neu hergerichtet. Um das Haus herum entfaltet der Kirchendiener eine rege Tätigkeit, um die durch den Bau entstandene Müllerei zu tilgen und Ordnung zu schaffen. Viele Hände sind tätig gewesen, dem Pfarrer ein schönes Heim zu schaffen. Die Baukommission, die Bauleitung und die Arbeiter haben ihr Bestes daran gesetzt, ein Werk zu schaffen, das der Gemeinde Ehre macht. Und die Opferwilligkeit der Gemeinde hat die Mittel zum Bau dargebracht. Herr Carlos Renaux hat 5 Contos gestiftet, die Gemeinde hat durch Sammlungen und Veranstaltungen binnen zwei Jahren 7 Contos aufgebracht, sodass als Restschuld die Summe von nur 5 Contos bleibt. Erwähnt sei noch, daß dem Pfarrer von privater Seite 100 Milreis überreicht wurden, um die alten Pfarrhausmöbel gebrauchsfähig zu machen und um einen Teil für die unumgänglichen Wiederherstellungsarbeiten in der nächsten Umgebung des Pfarrhauses zu verwenden. Möge das neue Haus eine Stätte werden, daraus der Gemeinde durch die Arbeit ihrer Pfarrer die Kräfte fließen, die sie reif machen am inneren Menschen.

○ Für den Sonnentisch. ○

Mein Freund Hannlurz.

Von Wilhelm Arminius.

(Schluß.)

Die Abendsonne trat aus den Wolken, überglänzte den Strom und blendete die Augen. So viel aber sahen wir doch, daß sich jetzt neben dem schwimmenden Kopf noch ein anderes Dunkles befand.

Aber wo blieb Nettungsboot? Eben erst war es erreicht worden.

„Verflucht!

Zeit verloren

Von eben.“

„S

brummte einer der Offiziere; „es ist

den Zille aus war der Vorgang
Auch hier hatte sich ein Nachen
h weiter entfernt als der andere.
immer lämpste und lämpste. Wir
Nieder der blikgenden Reflexe auf
t waren lautlos geworden. Wir
imlicher, scharfer Stimme glühen.
der Umstehenden und trugen

„Ich seh' nichts mehr!“ und
urcheinander von Stimmen,
schluchzte auf. Ich hatte
rum rannen die Leute.
n!“ — „Einen haben sie!“
— „Guck, wie sie 'n

Warum halten sie
— „Nä, Wetter

„... einen!“

„Wie... Es konnte ja nicht möglich
sein. das Boot angerudert — aber stromabwärts
auf jen. hielt noch immer der andre Kahn. Da mußte
noch Reitung möglich sein — mußte noch!
Sie war möglich!

Gerade als der Schwimmeister aus dem vorderen Kahn
herüberschrie: „Wir bringen ihn! Weber ist es!“ glicherte wei-
ter abwärts ein heller Sonnenfunk auf blankem Eisen, und
eine Gestalt zog sich langsam über Bord des anderen Kahns.

Das war Hannlurz, und er war auch gerettet!

Wie ein Besessener sprang ich herum, als er zurückge-
bracht wurde. Alle drängten mir nach. „Verflucht will ich
sein, wenn ich noch mal Klettermännchen sage!“ schrie einer,
und das war der Spazmacher. Der Hauptmann fragte: „Sa-
gen Sie mal, Hornschuh, was haben Sie da noch so lange
im Wasser gemacht? Der andere war doch bereits im Kahn.“

„Die Bäter, die
als Beitrag

E

o.

Mein Freund Hannlurz aber nahm seine Waffe von der Schulter und meldete: „Mei Gewehr, Herr Hauptmann, zu Besuch, ich hatt's verloren und hab' danach tauchen müssen!“ Da gab's brausenden Jubel um den Braven. —

* * *

Als er zu Neujahr bei uns Besuch machte, glänzte der Gefreitenknopf an seiner Uniform.

Brüder.

Von Wilhelm Arminius.

Von Südwesten dunkelt der Hochwald des Rennstiegs herüber. Ein weich geschwungenes, grünes Hügelland breitet sich ringsum aus.

Büsche und Baumgruppen werden von den Sonnenstrahlen golden umgittert. Was die hohe, weiße Felswand, die sich senkrecht aus dem Tale hebt, davon aufgesogen hat, versendet sie ihrerseits als glühende Hitze.

Es ist noch früh, eben neun Uhr.

Ein paar versengte Blätter knistern, ein Stückchen Gipsgeröll brödelt ab und eilt mit immer hastiger werdenden Sprüngen zu Tal. Unten versucht es, der lagernden Steinmasse von ihre Beschleunigung mitzuteilen; als es ihm nicht gelingt, versinkt es in die frühere Trägheit.

Nun ist es ganz bewegungslos in der Mulde. Auf dem trüben Wasser der Tiefe kreuzt nicht einmal eine der sonst so lebendigen Wasserspinnen.

Hinter dem Buchengestrüpp hervor aber kommt ein Geräusch: trab — trabab — ungleichmäßig, aber immerzu.

Diese Laute verursachte der lahme Schimmelhengst mit den schwarzen Klappen vor beiden Augen, der die hohe Steinwalze zum Zerleinern der gebrannten Gipsstücke drehte. Ein Zügel, der von der mittelsten Welle ausging und dort an einem losen Ringe befestigt war, zwang das Tier, im Kreise herumzuwandern von morgens bis abends; manchmal, wenn die Aufräge drängten, sogar noch durch einen Teil der Nacht.

Der Hüter des Pferdes, der da mit der Schaufel an der Kreisbahn herumging und die größeren abgerollten Stücke der Mitte zulehrte, damit auch sie unter die Walze gelangten, war ein großgewachsener, ungeschlächter Br. Schulterdruck die schwere, mannshohe M. mochte. Seine blonden Haare logen da an. Der kurze, helle Schnurrbart Mundwinkel herabhängen.

Der junge Mensch tat seine Art — mechanisch. Er schaufelte — schaufenstrahlen drangen nicht bis unten, an den Seiten offen Hütte. In gen die weißen Körper in das dunkle ihm zu leicht, sie war ja auch eiger

Ab und zu warf er einen mißdunkelblauen, tiefliegenden Augen Brennofen. Er sollte schon gefüll hier in der Mühle drängte Kamerad, der hier stehen soll

Als sein Blick beim neu hängende Taschenuhr fiel, die Ede. „A Vigilante I menstreiche zu machen, do im Geiste vor ihm star ein Stück Brot herau

Während des Zogen. Die Gedanken er laut vor sich hin: „Sinn dann dachte er daran, daß sei Va und daß der „Vigilante“ blicke S fand Genugtuung darüber.

Er hatte eben den letzten bei arten Bissen in den Mund geschoben, da scholl ein Tinten von der Höhe des nahen Hügels. Zart beginnend und sich mehr und mehr verstärkend, erzitterte er wie eine Frage der Sehnsucht in der heißen, schwebenden Luft.

Der Schimmel spitzte die Ohren und verlor seine Stumpfheit. Der weißbäubige Bursche richtete sich hoch und trat in die Türöffnung. Als er den Blick zur Höhe schickte, lag in seinen Zügen ein Ausdruck von Weichheit, wie er in dem grobgehauenen Gesicht kaum vermutet werden konnte. Aber als der Erwartete nicht den Mund herabgestiegen kam, sondern als

vielmehr ein neuer Ton von oben hörbar wurde, begann er den Kopf zu schütteln, und der Zug des Ärgers wurde wieder deutlich.

Doch da ging die Trompete in ein Kavalleriesignal über. „Zur Attade!“ Schmetternd und schneidig wurde es geblasen. Der Lauschende rückte zusammen und mußte denken, daß er dem „Jungen“ das erst neulich vorgepfiffen hatte, so nebenher, aus der Soldatenzeit und Kriegserinnerung heraus. Und ihm kamen Gedanken — Bilder —

Er sieht seinen Rittmeister vor die Schwadron sprengen, nicht wie sonst, so ganz anders, er selbst ruht zusammen, muß einen festeren Griff in die Zügel tun, und nun — das Signal! Wie das durch die Glieder fährt! — Die Gänge greifen aus. Im Unreiten kommt er seinem Rittmeister nahe, er hört ihn noch rufen: „Zöllners Welmchen“, so wurde sein Vorname „Wilhelm“ in der Schwadron ja immer verstümmt nach der Geflogenheit seiner Heimat, „Zöllners Welmchen, nu mal forscht!“ sieht die blitzenden Augen des halbgewendeten Gesichts, den geschwungenen Pallash — dann nur noch den kurzen, roten Halz seines Vordermannes — auf und nieder — auf und nieder — Und dann: srr, flitsch, flatsch — Rufen — ein Schauer von Rufen! Neben ihm leere Sättel, pfeifende Hiebe — des Rittmeisters dahinspringenden reiterlosen Gaul und Staub — Staub —

Er steht, den Kopf geneigt, mit zuckenden Fäusten, geblähten Nasenflügeln, wogender Brust.

Ein Wiehern zur Seite paßt gut zu seinen Phantasiemodellen, und als er aufschlägt, da tanzt der blinde Schimmel auf der Hinterhand, schlägt mit den Vorderhufen die Luft und hat den Zügel zerrissen.

Oben war das Signal zu Ende, dafür kamen jetzt die Töne des bekannten Reiterliedes „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ ins Tal. Erst wurde es einfach geblasen, dann variiert. Aber Wilhelm Zöllner hatte den Bann abgeschüttelt. „So ä alt Arbeitstier! Was will das noch!“ murmelte er vor sich hin, brachte mit ein paar festen Griffen den aufgeregten Schimmel zur Ruhe und knotete den Zügel. Dann griff er gelassen wieder zur Schaufel.

Noch zwei Minuten — dann kollerten die Gipsstücke bis dicht vor die Mühle, und in der Türöffnung stand ein sehr behender, langer aufgeschossener junger Mensch mit schmalen, blassen Gesicht, brauen Augen und brünettem Teint, den zerknüllten Hut in der einen Hand, die blitzende Trompete in der anderen — Wilhelm Zöllners Stiefbruder Lehnhard.

Lebenslust und Siegesgewißheit lagen in den sprühenden Augen, mit denen er auf den Bruder blickte. Als er sich nicht erriet sah, warf er den Kopf und schlenkte eigentlich den Armen. Etwas überschnell waren diese Bewegungen, es war nichts Ungräßiges darin.

„Hast du Brüh all gedrunken, Welmchen?“ fragte er led.

„Ich mach dinn Arbeit“, wurde ihm zur Antwort.

Da wurde er rot. Mit einem Schwung warf er den dem Haken zu, daß er hing, steckte die Trompete unters Ach, zog sich schlängelnd aus dem Rock heraus und frempelte mit zwei Griffen die Hemdärmel auf. Dann stand er auf einmal mit schelmischer Miene, die Mundwinkel herabgezogen und um Gruß und Handschlag bittend vor dem Hünen, und als alles nichts half, sondern dieser mit verschlossener Miene ruhig weiterschaufelte, setzte er die hohle Hand an den Mund und blies darauf jenes selbe Signal so läuschend und eindrucksvoll, daß der Schimmel wieder unruhig wurde. Und nicht genug damit, auch das Würdchen einer großen Reitermasse machte er zwischendurch mit Hand und Mund nach, rief: „Augen rechts!“ im Leutnantston und bettelte kurz darauf schon wieder: „Dau, alter Jong, bist gut, gäll, ich will auch flüssig sein, so flüssig! — Aber, gib mir ä Pfötchen, gäll!“

Da mußte Wilhelm Zöllner seine Hand schon ausstrecken, aber zugleich schüttelte er zum anderen Male den Kopf und sagte wieder: „De Leut hun rácht mit dinn Namen, Vigilante! Ne Vigilante bist! Dau! Ne ráchter Vigilante!“ Dann überließ er ihm die Schaufel und ging zum Brennofen.

Bis Mittag waren beide tätig, der Große schweigend, der Behende unter Singen, Trompeten und Ansprachen an den Schimmel.

Ein Viertel nach zwölf Uhr kam ein Mädchen aus Kittelthal und brachte ihnen einen Napf voll Essen. Es war ein starkgliedriges Bauernkind in Leibstück, Ramill und gebülltem Schafrock, die Füße in selbstgestrickten Schuhen aus dictem weißen Wollgarn mit Ledersohle und Kappe. Ihr dunkles Haar lag in ganz feinen Flechten wie ein Nest um den Hinter-

de 4
in
den über die

kopf. Ob sie stand oder ging, immer machte sie den Eindruck bauerlicher Einfachheit und Schwefälligkeit.

Einen Augenblick ruhte sie im Schatten des Schuppens aus und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, dann setzte sie den Napf ab und sah in der Brennhütte mit vor.

„Flüssig gewässert, Lieschen?“ rief ihr Weim mit aufleuchtendem Blick zu und reichte ihr die breite Rechte hin.

Sie nickte zu dem Gruß, die Hand übersah sie. Hastig trat sie an den Burschen heran, blickte ihn mit ihren runden, etwas vorstehenden gutmütigen Augen an und sagte: „Soll ichs hätt dun?“

Hast erschrocken blickte der große Mensch in das erwartungsvolle Mädchengesicht. „Wann's so weit is —“

„Ju — 's dorf schon sein.“

Da zuckte er die Achseln und bückte sich hastig zu einem Steinblock, der vor ihm lag. Aber als er ihn heben wollte, versagte die Kraft.

Das Mädchen sah seinem Bemühen einen Augenblick gespanntlos zu, dann ging sie tief aufatmend zu dem Schuppen zurück. Sie stellte den Napf auf die Bank und setzte sich daneben. Wie sie aufblickte, hatte sie durch die offene Tür gerade den braunäugigen Burschen vor sich. Ein Weilchen betrachtete sie ihn bei seiner Arbeit und wurde rot und blaß.

„Bigchen —“

„Lieschen —“

Der Angeredete schaukelte ruhig weiter.

„Ich dank dir auch für heut morgen. Grüßlich sein häst widdere geblasen.“

„Kein Ursach — für dich hun ichs net gedan.“

„Nä — ju — nä — aber ich weiß, wo du äwerall gewässt bist. Aerscht auf'm Gömichen un auf'm Dornzenberg. Där Härr beim Kommerzienrat in 't Kuhl — dau weißt, där Off'zier gewässt is, hät me's verzählt. Und ä hät gefragt, wer so blasen kum. Und dänn hätt ä gesagt, bei 's Millidär müßt där!“

Bei 's Millidär? — Wie ein Blitz war jetzt der schmale Kopf, auf dem der dicke Haarbusch schwankte, herumgefahren. Die Blicke ruhten eine kurze Spanne auf des Mädchens breitem Gesicht, dann gingen sie unter dem Ziegeldach entlang hinaus in die grüne Weite, und was sie da sahen, das mußte wohl etwas Seltsames sein, aus Dunkel und Hell zusammengesetzt, denn es zuckte so sonderbar in den blauen Augensternen. Die Pupillen weiteten und verengten sich, und der ganze überschlanke Körper des Burschen erlag einem Zittern.

Aber nun schlossen sich die Augen mehr und mehr, Starre kam über den noch heftig Erregten, und er sagte mit abgewandtem Gesicht: „Se nähmen mich ju net bei dan Husar. Dann stellte er die Schaufel weg und betrat den Schu

Das Mädchen schob ihm das Essen auf die Bank und ihm selbst dabei näher. Von unten her flüsterte sie dringweich zu ihm auf: „Geh doch, dau! Husar?! Ne jonger Sdat, ä alter Bettler! Nä, das ist nüscht. — In de Mußapell müßt, Bigchen! Weißt, zu Hällersch in 't Kuhl mi gehn! Ju, ze Häller!“

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Für „Katharinensift“, Wittenberg, von W. C. 1 \$, Alb. Raniz 2 \$, L. 5 \$. Gott vergelt's!

Pfarrer Lange.

Für die Arbeitergemeinde Kirchmöser gingen noch ein: Hofermann, Massaranduba, 5 \$, A. S. 2 \$, E. R. 2 \$, S. B., São Paulo, 5 \$, Kollekte 80 \$. Herzlichen Dank! Pfr. Neumann.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 15. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia; 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau. Sonntag, 22. Januar, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau. Sonntag, 29. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar. Sonntag, 5. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-Norte; 8 Uhr abends, in Blumenau. Sonntag, 12. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 19. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior; 2 Uhr nachm., Gottesd. im Bahú.

Sonntag, 26. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Nussland; 8 Uhr abends Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Altona, Donnerstags bei Chrhardt in der Velha, Freitags in Itoupava norte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt. Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 22. Jan., Gottesd. in Itoupava Rega; nach dem Gottesdienste Delegiertenversammlung. Die Taufen finden vor dem Gottesd. statt.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. in Massaranduba (Schule 58).

Sonntag, 5. Febr. 9½ Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm. im 13. Mai; 4 Uhr nachm., Gottesd. und heil. Abendm. in Braco do Sul.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 19. Febr., Gottesd. in Itoupava Rega.

Sonntag, 26. Febr., Gottesd. in der Telegraphenlinie.

Sonntag, 5. März, Gottesd. in Jacu assú.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr.

Pfarrer Ossas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 22. Jan., Gottesd. in Tortaleza.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. in Itoupavazinha.

Falls nicht ausdrücklich eine andere Zeit angegeben, beginnen die Gottesdienste im Sommer-Halbjahr um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Testo-Central.

Sonntag, 22. Jan., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. und heil. Abendm. in Rio Serra.

Sonntag, 5. Febr., Gottesd. in Pommerode.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Timbo.

Sonntag, 22. Jan., Konfirmation in Beneditto Novo.

Mittwoch, 25. Februar, 9 Uhr vorm., Generalversammlung der Gemeinde in Timbo.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. und heil. Abendm. in Carijos; 7 Uhr vorm., Generalversammlung.

Sonntag, 5. Februar, 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Höhfeld.

Gemeinde Hammonia.

Uhr nachm., Gottesd. in Tucanbach.

Uhr vorm., Gottesd. in Taquaras;

Gottesd. im Unteren Rafael.

Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia;

Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Bremen, Erntedankfest.

Pastor Grimm.

Jella Alianca.

Gottesd. im Braco do Sul am Mosquito

Gottesd. am Tayó.

Gottesd. im hinteren

Troilo.

Sonntag, 5. Februar,

Sonntag, 12. Februar,

Uhr vorm., Gottesd. am Rio Batalha.

Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 22. Januar, Gottesd. in Brusque; danach Kinder-

gottesd.

Sonntag, 5. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Aufnah-

prüfung der Konfirmanden.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-

gottesd.

Pfarrer Ratsch.